Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 14

Artikel: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür [Fortsetzung]

Autor: Heller, Frank

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637528

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dann war das Herzchen des Kindes eine Zeitlang vakant. Wenigstens schien es mir so.

Gegenwärtig aber hat der nun fünfjährige kleine Mann eine mächtige Freude an der Achterlinie. Wie er dazu gekommen ist, weiß ich nicht. Er erklärte mir einfach eines Tages: „Weischt, Muetti, eso es Achti ischt öppis wunderbar Schöns.“ Ich sagte ihm, daß ich seine Begeisterung wohl verstehen könne. Und unwillkürlich schrieb ich eine große Acht in die Luft. „Siehst du, wie das schwingt, sich flieht und wieder findet.“ Der Kleine schaute mich etwas erstaunt an. So ganz hatte er mich wohl nicht verstanden. Aber die Hauptsache war ihm ja meine Teilnahme. Schnell holte er Papier und Stift. Ich führte ihm die Hand. Aber ich spürte gleich, daß seinen Fingerchen die Bewegung noch fremd war. Da legten wir den Stift wieder beiseite. Ich versuchte nun einfach, den Kleinen die schöne, klare Linie erleben zu lassen, indem ich den ganzen Raum füllte mit den Schwingungen, die zur Acht führen, immer die kleine Hand in der meinen. Der sonst so quecksilbrige Bub war ganz andächtig. In den nächsten Tagen kam er jeden Augenblick: „Nu gschwind eis i d'Luft!“ Hatte ich keine Zeit, so versuchte er sein Heil auf eigene Faust, mit dem Bleistift. Vorläufig aber war ihm der rechte Weg noch verschlossen. Er stellte einfach zwei Ringlein übereinander, so daß eine Figur entstand, die so annähernd einer Acht glich. Umso größer war die Freude, als er endlich die erlösende, so lebendige Bewegung erfaßt hatte. Welche Seligkeit strahlte da aus den Kinderaugen.

Seither sieht der Kleine überall Achterlinien, oder er läßt sie entstehen. Einmal sitzt er am Boden und legt ein Stück Garn zur Acht, ein andermal wickelt er das Kabel des Staubsaugers in lauter Achtern auf. Dann wieder entdeckt er, daß die Mutter die Schnur, die sie versorgen will, in Achterlinien ordnet. Kürzlich schaute er mich lange an. Dann kam er mit dem Zeigefinger und meinte: „Du, wänn ich dir eso um d'Auge fahre, unedure, obedure, unedure, obedure, dänn git's au es Achti.“ Er, der gar kein Zeichner ist, zeichnet nun Flugzeuge aus Achtern, die sich kreuzen und kritzelt Blümchen mit lauter Achterblättern, alles recht ungeschickt noch, aber mit großer Hingabe. Ich freue mich mit ihm und versuche mich in Ornamenten und allerlei lustigen Figuren, worin sich die geliebte Linie immer wiederholt. So wie seinerzeit die Schneckenlinie eine Freudenquelle für uns beide war, so oder noch tiefer beglückt uns heute die Achterlinie. Das Kind ist jetzt nicht mehr wie damals auf das Schauen allein angewiesen. Das Befreiende des eigenen Gestaltens, die Freude, sich Meister zu fühlen über die kleinen Finger; die Seligkeit, durch Bewegung Empfindungen ausdrücken und sich so mitteilen zu können, kommen jetzt noch dazu.

Ich hoffe fest, unser Bub werde die Sprache der Linien immer tiefer erfassen lernen. Wie viel reine Freude wird ihm daraus fließen, wie viel Schönheit wird sie ihm erschließen!

R. Heller-Lauffer.

Frank Heller: **Die Diagnosen des Dr. Zimmertür.** Detektivgeschichten.

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 10

5.

Das Licht der Billardlampe blinkte in zwei Augengläserlinsen auf dem grünen Tuch auf — dem Präsent des Doktors. Der Doktor ließ den Empfänger der Gabe keine Sekunde mit dem Blick los, als er wieder das Wort ergriff:

„Haben Sie es der elenden zehn Gulden wegen getan, Oosterhout?“

Der Kellner antwortete nicht. Es arbeitete vulkanisch in seinem mächtigen Körper.

„Es war nicht das Geld, es war sein Lächeln, nicht wahr?“

Die Augen des Kellners flammten auf.

„Sein — sein verdammtes höhnisches Grinsen!“

„Wie alt sind Sie, Oosterhout? Sechzig?“

Die Zunge des Kellners bewegte sich wie auf rostigen Angeln:

„Vierundsechzig! Und Kellner. Und froh, noch Kellner zu sein. Und gezwungen, immer zu laufen. Und gezwungen, Bücklinge zu machen. Und gezwungen, sich das verdammte höhnische Grinsen der Leute gefallen zu lassen —“

„Heute abend beschlossen Sie es zu tun! Ich las den Entschluß in Ihrem Gesicht, obgleich ich zuerst nicht recht verstand, was ich da las. Aber sagen Sie mir eine andere Sache. Oosterhout? Wann kam Ihnen die Idee zu Ihrem Alibi?“

Die Pupillen des Kellners blinkten schwarz. Es war wie das Blinken aus einem Brunnen.

„Auch heute abend?“

Der Kellner schwieg mit zusammengepreßten Lippen.

„Lassen Sie uns eins zum anderen legen und uns dann das Resultat ansehen! Sie sind vierundsechzig. Da ist es schon mehrere Jahre her — sagen wir fünf, sechs, daß Sie die Veränderung hier oben bemerkten!“

Der Doktor machte eine Geste nach der Stirne. Der Kellner fuhr auf.

„Sie — Sie sind ein Satan! Ich werde — ich werde —“

„Ja, was denn? Ist es mit einem Mord am Abend nicht genug? Ich sollte doch meinen, ich sollte doch meinen! Vor fünf, sechs Jahren bemerkten Sie also, daß Ihre Kurzsichtigkeit zu verschwinden begann. Das ist ein Phänomen, das sich bei den meisten älteren Leuten einstellt: die früher normal gesehen haben, werden weitsichtig, und die kurzsichtig waren, bekommen die normale Sehweite. Aber anstatt das zu sagen und Ihre Brille abzulegen, schwiegen Sie darüber und trugen Ihre Brille als Schutz. Niemand kann einen Mann, der blind wie eine Eule ist, wegen irgendeines Vorfalls verdächtigen, wenn seine Augengläser entzwei sind. Nicht wahr? Und darum konnte niemand verstehen, wie es mit jenen Waren zusammenhing, die zur Nachtzeit aus der Bodega verschwanden.“

Oosterhout, der mit brennenden Augen zugehört hatte, stieß plötzlich ein Geheul aus — ein Geheul, bei dem alle zweifelhaft nüchternen Gäste des Lokals entsetzt in die Höhe fuhren. Der junge Scheltema war von der Straße hereingekommen, ebenso adrett und elegant wie nur je. Oosterhout erhob einen zitternden Finger gegen ihn und keuchte:

„Er! Das ist er! Aber — aber —“

Ohne ihn zu beachten, wandte sich der Doktor an den jungen Lebemann und fragte kurz:

„Auf welche Weise?“

„Gas! Ich sage Ihnen, er bewegte sich in der Dunkelheit wie eine Katze. Er sah nach dem Bett, in das ich meinen Doppelgänger aus Kissen gelegt hatte, konstatierte, daß ich dalag, sah nach, ob die Fenster verschlossen waren, öffnete dann den Gashahn und verschwand. Das Ganze dauerte keine drei Minuten. Er stolperte über keinen Stuhl, und er machte auch nicht das leiseste Geräusch. Sie sind unglaublich, Doktor! Ich danke meinem Schöpfer, daß ich Ihnen nachgelaufen bin, und ich nehme jedes Wort zurück, das ich sagte! Wann finden Ihre Vorlesungen statt? Ich komme noch morgigen Tages hin.“

Dr. Zimmertürs Vollmondgesicht strahlte vor Genugtuung über das Lob.

„Ich halte keine öffentlichen Vorlesungen“, krächzte er, „nur private. Lassen Sie uns morgen in der Bodega be-

ginnen. Oosterhout! Wickeln Sie die Augengläser, die ich Ihnen gab, in diese Zeitungskorrektur, und gehen Sie damit zu meinem Freund Ipenbuur vom „Telegraaf". Er hat sie mir geliehen, und er hat auch das Extrablatt für mich setzen lassen. Seien Sie ganz ruhig, er ist ein ungewöhnlicher Zeitungsmensch, er hält den Mund! Die beste Strafe ist die, die die erziehlichste ist. Darum können Sie weiter in der Bodega bleiben. Und jetzt gute Nacht, Oosterhout, schlafen Sie wohl!"

Der Kellner saß mit hängendem Unterkiefer da. Der Doktor wandte sich um und fügte freundlich hinzu:

„Ja, richtig — vergessen Sie auch nicht, sich einen neuen Zwicker aus Fensterglas anzuschaffen! Sonst könnte es vielleicht geschehen, daß Beeldemaker dies in Zusammenhang mit jenen anderen Glaswaren bringt, die aus der Bodega verschwunden sind."

Eine Welle im Meer.

1.

Die Frühlingsnacht lag wie ein feiner, grüner Schleier über Amsterdam. Die frischbelaubten Bäume der Kanäle hatten dieselbe Farbe wie das Wasser, das sie spiegelte; der Himmel, der die mattweißen Sterne trug, war feucht lagunengrün. Kein Schritt erklang, kein Ruderschlag war zu hören. Die Kanäle schliefen, die Bäume vor den Giebelhäusern standen traumstill, nur die Kreise der Bogenlampen in ihren feinen Laubwolken zeigten, daß dies eine lebende Stadt war. Wenn Prinzessin Dornröschen im königlichen Palais der Stadt regiert und gerade ihren weißen Zeigefinger an einer Spindel aus Brabant gestochen hätte, die Stille hätte nicht tiefer sein können.

So dachte ein einsamer Mann, der auf einer der gebogenen Brücken am Oudezijds Achterburgwal stand und ebenfalls zu schlummern schien. In langen Atemzügen sog er die Luft der grünen Frühlingsnacht ein — ein Destillat von Düften, ebenso schwer und berauschend wie einer der grünen Liköre des Landes. Und als er eben noch so dachte, wurde die kristallklare Stille plötzlich durch einen Laut zerrissen. Irgendwo in der Nähe, keine hundert Meter weit weg, knallte ein Schuß. Pang, gab das Echo zwischen den schlummernden Häusern zurück; pang, pang, floß es in unsichtbaren Kreisen zwischen den Mauern der Kanäle dahin, über das schlummernde Wasser, bis es in einem Hauch erstarb, der die zarten Laubkronen kräuselte. Ein Schuß! Ein Revolverschuß! Einige Augenblicke herrschte Schweigen; dann hörte man noch einen undeutlichen Laut — war es eine Türe, die ins Schloß fiel? Waren es fliehende Schritte? Der Mann an der Brücke raffte sich auf. Wer war das, der in diese träumende Frühlingsnacht hineinschoß? Er mußte nachsehen, er mußte handeln. Er ließ das Geländer der Kanalbrücke los und eilte dem Gäßchen zu, von dem der Laut zu kommen schien.

Aber wie er auch suchte, er fand nichts. Die Gäßchen, die sich zum Achterburgwal hinunterschlängelten, schlummerten friedlich, der Schuß, der ihr Echo geweckt hatte, hatte nichts anderes geweckt. Er durchstreifte eins nach dem anderen, aber alle waren verödet. Hatte er geträumt? Er gab die Suche auf und trat aus dem Labyrinth der Gäßchen wieder auf den Achterburgwal.

Dicht vor ihm lag, zusammengesunken, auf der Vortreppe eines der Giebelhäuser ein Mann, und nach allem zu schließen, war er tot.

Er fuhr sich über die Stirne.

Das Haus lag gerade gegenüber der Brücke, auf der er vor einigen Minuten gestanden hatte. Es hatte damals geschlafen, und es schlief jetzt. Woher der Schuß auch gekommen war, eins konnte er beschwören — nicht von dort. Aber wer war der Mann, der da lag, und lebte er, oder war er tot?

Er lebte.

Als der andere die Hand auf dessen Herz legte, fühlte er es deutlich schlagen. Ueberdies drang ein schweres Röcheln aus seinem Halse. Aber warum lag er da? Eine rasche Untersuchung genügte, um es zu zeigen. Die Schläfe entlang lief eine lange Wunde, wie eine Furche durch rote Erde gezogen. Das Haar war blutverklebt, und Blut war über das rechte Auge geflossen, so daß das ganze Auge wie eine blutende Wunde aussah. Aber die Wunde an der Schläfe war die einzige Spur äußerer Gewalt. Der andere konstatierte es und wollte sich gerade erheben, um Hilfe herbeizurufen, als eine schwere Hand auf seine Schulter niederfiel:

„Sie hätten ihn ein bißchen flinker plündern müssen, mein guter Mann. Sie sind verhaftet!"

Ein Polizist hatte sich gerade im richtigen Augenblick gezeigt. Ohne die Erklärungen anzuhören, die man ihm gab, führte er die Signalpfeife an den Mund und ließ sie ertönen.

„Sparen Sie Ihre Worte! Sie werden bald Verwendung dafür haben! Aha! Da sind Sie, Kerkinck! Schaffen Sie rasch eine Ambulanz herbei, während ich diesen sauberen Patron im Auge behalte. Aber nur geschwind."

Es dauerte eine Viertelstunde, bis der Konstabler Kerkinck mit der Ambulanz kam. Aber es dauerte ein paar Stunden, bis es dem Mann vom Achterburgwal gelang, den wachthabenden Polizeioffizier zu überzeugen, daß er Dr. Josef Zimmertür war, praktizierender Psychoanalytiker, Heerengracht 124, und keinerlei Anteil an dem Verbrechen am Achterburgwal hatte.

Was dieses betraf, war es, als er das Polizeikommissariat am Alten Weg verließ, ebenso unerklärlich, wie da er hingekommen war. Das Opfer lag noch immer in betäubtem Zustand da, unfähig, eine Aufklärung zu geben, oder auch nur eine Silbe zu antworten. Eines war sicher: hier lag ein Attentat vor. Hätte der Mann sich selbst erschossen, so müßte man die Waffe in seiner Nähe gefunden haben. Aber die Polizei, die sich so allmählich entschlossen hatte, Dr. Zimmertürs Erzählung Glauben zu schenken, hatte die ganze Umgegend, sowohl den Oudezijds Vorburg- als auch den Achterburgwal, absuchen lassen, ohne von der Waffe oder dem Verbrecher eine Spur zu finden. Was das Motiv der Tat betraf, konnte es nicht Raub gewesen sein, denn der Mann war im Besitz von etlichem Bargeld. Hingegen besaß er keine Papiere und auch sonst keinen Gegenstand, die andeuteten, wer er war.

Es blieb nichts anderes übrig, als seine eigene Aussage abzuwarten. Und diese würde wohl nicht lange auf sich warten lassen, denn die Wunde an der Stirne war durchaus nicht lebensgefährlich.

(Fortsetzung folgt.)

Tanzweise.

Und wo gehn wir, wo gehn wir am Herrensonntag hin?
Die Wiesen sind mit einemmal so wunderlich grün,
Der Liebegott, der lacht mit dem ganzen Gesicht:
Ei, seht ihr, meine Mädel mit den Gelbzöpfen nicht?
Der Liebegott, der hat es gar trefflich gemeint,
Daß alleweil von früh an die Tagsonne scheint!
Daß gleich auf jedem Apfelbaum ein Finkenmann pfeift, —
Jetzt möcht' ich halt nur wissen, wo der Glückshas läuft!
Und wie soll's denn, wie soll's denn im Himmelsgarten sein?
Stehn siebentausend Heilige im Wachskerzenschein,
Sie geigen und harfen, der jüngste, der träumt:
Ei — hab' ich drunt' im Erdenland viel Liebes versäumt!

Alfred Huggenberger.